

„Junge, auf dich hab ich gewartet!“

Von Mitte nach Manhattan und über Peru zurück:
Die Fotografin Gundula Schulze Eldowy wird
in Berlin mit gleich zwei Ausstellungen gefeiert.
Ein Erlebnis, ihr zu begegnen.

Von Peter Richter

N och ist es bisschen kalt für echte Hundennächte in Berlin, aber dafür feiert die Stadt gerade Gundula Schulze-Eldowy-Tage: Man sieht die Frau zurzeit überall. Im Bröhan-Museum in Charlottenburg führt sie höchstpersönlich eine angemessen aufgekratzt wirkende Gruppe westsozialisierter Kulturbürger durch die Ausstellung mit ihrem furiosen Frühwerk aus der DDR, darunter eben die berühmte Serie „Berlin in einer Hundennacht“, und erklärt, wie sie beispielsweise „den Dicken“ vor die Kamera bekommen hat, einen Bäcker, der da mit einer wirklich spektakulären Plauze neben seiner völlig unbeteiligten Familie thront – in Unterwäsche und unbekümmerter „Machtdo'nüsch!“-Haltung. „Der kam aus einer Kneipentür in der Linienstraße, hat den Türrahmen fast gesprengt, und da hab ich gesagt: Junge, auf dich hab ich gewartet!“

Oder sie spricht von der im Vergleich zu heute deutlich ungehemmteren Sinnlichkeit im Osten damals, als die Gruppe vor dem Bild landet, das auch als Plakatmotiv gerade an den Litfaßsäulen der Stadt hängt. (Vergnügt in den Nachthimmel kreischende Frau mit dem Kopf ihres Gespielens unterm Oberteil ...).

Oder man sieht und hört sie in der Akademie der Künste am Pariser Platz ihre Bilder erklären, wo wiederum gerade die unwahrscheinliche Fotografen-Freundschaft der jungen Frau aus dem Osten mit dem Altmeister Robert Frank aus Amerika ausgestellt wird, ihr Briefwechsel über den Eisernen Vorhang und dann die Bilder aus New York, als sie 1990 endlich selbst hinkonnte, mit Frank fotografieren ging, Allen Ginsberg traf oder Dizzy Gillespie spielen sah, der auf ihrem Bild die Backen aufbläst, dass die aussehen wie einst der Bäckerbauch in Berlin-Mitte.

Schulze Eldowy lebt seit 23 Jahren sieben Stunden nördlich von Lima

Zu jedem Bild gibt es viel zu erzählen. Und Gundula Schulze, die ihrem Nachnamen in einer Lebensphase in Ägypten noch Eldowy hinzugefügt hat, „das Licht“, diese sehr weltläufige und auch sehr weltberühmte Lichtbildnerin also, erzählt in fast schon irritierend durchdacht formulierten Sätzen. Kein suchendes „Äh“, keine abgerissenen Enden wie bei anderen Leuten. Nicht, dass ihre Bilder nicht auch ohne Erläuterung sehr direkt ihr Ziel im Inneren der Betrachter finden würden. Aber Schulze Eldowy beim Reden über ihre Bilder zuzuhören und zuzusehen, ist tatsächlich ein Erlebnis, das von performativen Spannungen lebt. Etwa der Kombination aus großer Munterkeit und freundlicher Geduld. Oder

Bildern aus der dunkel vermodernenden Mitte Ostberlins sowie aus dem hellbunten Leben in New York – und einer aus Erfurt stammenden Frau, die dabei den hohen Kopfputz und die nahezu halluzinogen farbenfrohe Tracht der Ureinwohner von Peru trägt.

Gundula Schulze Eldowy ist mit einem Angehörigen der Moche verheiratet und lebt jetzt seit 23 Jahren in einer Siedlung dieses indigenen Volks sieben Stunden nördlich von Lima. Aber nach Berlin kommt sie immer noch regelmäßig, schickt ihre Fotoserien auf Ausstellungsreisen und bearbeitet ihr Archiv.

Das MoMA griff begeistert in das Konvolut voller Blut, Schweiß und Schweiß

Wer sie dort aufsucht, kommt sich vor wie in Thomas Manns Erzählung „Beim Propheten“ („An den Peripherien der Großstädte, dort, wo die Laternen spärlicher werden ..., muss man in den Häusern emporsteigen, bis es nicht weiter geht, bis in schräge Dachkammern ...“). Oben trifft man dann auf eine Frau, die einem erklärt, dass die Kunst nach Thomas Mann leider meist in Ideologie umgekippt sei. Und dass ihre Lehrmeister des unerschrockenen Hinsehens Balzac, Hugo und Zola geheißt hätten.

Das Dachatelier im Norden von Berlin hat sie schon seit den Achtzigern. Hier habe sie in den Dachbalken die Negative vor der Stasi versteckt, erzählt sie, die sie als CIA-Agentin drankriegen wollten. Und neben der Korrespondenz mit Robert Frank in New York lag das auch schon daran, dass ihre Fotos Zustände zeigten, die es nach dem Selbstbild der DDR gar nicht geben sollte, den Bildern von Schulze Eldowy zufolge aber buchstäblich die Mitte ihrer Hauptstadt beherrschten. Sie hatte zuvor zwischen diesen verfallenden Häusern und Menschen selbst lange genug gelebt, im Scheunenviertel, direkt hinterm Alexanderplatz, wo es nun mal war, wie es war, und wo Schulze Eldowy nun mal fotografierte, wie es war – in aller Drastik, aber auch in aller Sympathie.

In diesem Dachatelier flog ihr später auch der fast schon schlagworthafte Titel „Berlin in einer Hundennacht“ zu: Das Fenster stand offen, eine dieser mürben, letzten Spätsommernächte, und von draußen kam fernes Gebell. Aber das war wirklich Jahrzehnte später, als sie schließlich ein Buch aus den alten Fotos machte. Nach



Generell größere Sinnlichkeit: „Berlin, 1987“, aus der Serie „Berlin in einer Hundennacht“.

FOTO: GUNDULA SCHULZE ELDOWY/BRÖHAN-MUSEUM BERLIN

1990 wollte sie damit, mit dem ganzen Osten eigentlich, erst einmal für sehr lange Zeit gar nichts mehr zu tun haben.

1985 war Robert Frank bei einem Besuch in Westberlin für einen Tag rübergekommen, und die komplette Fotografieszene Ostberlins stand Schlange, um ihm ihre Mappen zu zeigen. Die letzte war Schulze Eldowy. Frank blättert sich durch Aktfotos von großer Direktheit. Das war ihre Diplomarbeit an der HfBK Leipzig, nachdem sie durch Ausstellungen und Bücher zu amerikanischer Fotografie auf den Geschmack an der Sache gekommen war: *Street Photography* und *Straight Photography*, sozialer Verismus wie einst bei Dix oder Grosz, nur mit Kamera statt Pinsel. Frank galt als einer der Fixsterne dieser fotografischen Himmelsrichtung. Er schaut am Ende hoch zu der halb so alten Frau und fragt sie, ob sie eine Ausstellung in New York wolle.

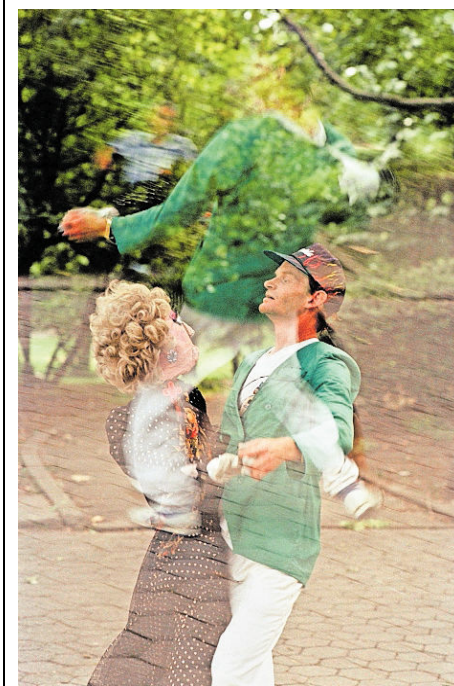
Die wollte natürlich. Aber es ging halt nicht. Und während immer mehr Ostberliner Freunde in den Westen gingen, ging sie erst mal noch tiefer in den Osten und machte ausgerechnet in Dresden, der Stadt, die sich immer so viel auf ihr Äußeres zugutehält, ihre allerdrastischsten Bilder, und zwar konsequent in Innenräumen: Zangen-geburt im Kreißsaal, Schufterei im Stahlwerk, Tiertod im Schlachthof – Hardcore in Color (mit Filmmaterial aus dem Westen). Als es dann ein paar Jahre später dank Mauerfall auf einmal doch noch was wurde mit New York, griff tatsächlich gleich das Museum of Modern Art begeistert hinein in dieses Konvolut voller Blut, Schweiß und Schweiß.

Schulze Eldowys Ausstellung in der Akademie der Künste dokumentiert nun im Gegenzug, was New York der Fotografin brachte: am Ende sogar die Emanzipation vom väterlichen Freund Robert Frank, die Emanzipation von dem guten alten, glücklich gesehenen und im richtigen Moment aufgenommenen Motiv in klassischem Schwarz-Weiß oder manchmal auch in Farbe. Stattdessen geht es bei ihr auf einmal um den visuellen Sound der Stadt, ihre Chromatik und ihren Rhythmus, um die Gleichzeitigkeit der vielen Motive. Das war ein Aspekt, den vorher so eigentlich nur der fotorealistische Maler Richard Estes mal ausführlicher in Bildern behandelt hatte: Manhattan als ein einziges Spiegelkabinett aus Schaufensterscheiben, Autolack und metallischen Telefonzellen.

Für Gundula Schulze Eldowy begann das vor einem verglasten Gemälde von Velázquez, in dem sich die Passanten und die Häuser der Stadt draußen vorm Fenster spiegelten: „Da entstand die Idee, da New York so viele Ebenen hat und nicht auf einen Nenner zu bringen ist, einfach Doppelbelichtungen zu machen.“ Das hatte technische Voraussetzungen: eine Kamera, die Nikon FE, bei der der Transport leicht angehalten werden konnte. Und ein Film, Kodak Vericolor, mit eher weichen, durchlässigeren Schichten. Und es gab methodische Referenzen bei den Surrealisten und den Beatniks, immerhin war sie mit Ginsburg bekannt: Spontaneität, Zufall, das Unbewusste.

Man kann sich vorstellen, wie viel bei der Methode danebenging. Aber dann gab es eben auch den Tag, an dem Schulze Eldo-

wy im Metropolitan Museum die beiden „Majas auf einem Balkon“ von Goya fotografiert hatte und dann vor dem Museum zwei New Yorkerinnen sah, die sich ein bisschen aufgedonnert hatten, so als wollten sie Flamenco tanzen gehen. So wurden aus zwei Majas auf einem Bild vier. „Die beiden saßen zufällig vor der Tür, und ich habe begriffen: Die warteten auf jemanden, der ih-



Tanz im Central Park: „Ohne Titel“, New York, 1992, aus der Serie „Spinning on my Heels“.

FOTO: GUNDULA SCHULZE ELDOWY

nen sagte, wie schön sie sind. Und das habe ich ihnen gesagt. Und so entstand das Foto.“

Denn Fotografie, jedenfalls bei Schulze Eldowy, ist zwar auch eine technische Angelegenheit (Kunstlicht und Tageslicht müssen da erst einmal in eine Balance gebracht werden!). Aber vor allem ist es eine soziale. Sie beginnt mit dem Gespräch; das war schon bei ihren Motiven aus dem Hundennacht-Berlin so. Und manchmal, wenn es gut geht, endet sie auch damit.

Im Katalog zu ihrer Ausstellung in der Akademie der Künste fehlt Schulze Eldowy daher nun entschieden der Briefwechsel mit Robert Frank. Der sei eigentlich die Hauptsache gewesen, sogar wichtiger als die Bilder. Aber am Ende wurde er trotzdem weggelassen. Das ärgere sie, sagt sie. (Es ärgere sie sogar sehr. Aber selbst wenn sie sich ärgert, klingt das noch bemerkenswert freundlich.)

Dafür gibt es gleichzeitig auch eine erfreuliche Nachricht. Ihr Bildband „Berlin in einer Hundennacht“, seit Jahren vergriffen und antiquarisch nur für geisteskranken Summen zu haben, er ist wieder im Druck! Diesmal bei Spector Books in Leipzig. Ende Februar soll er erscheinen. Gundula Schulze Eldowy sagt zum Abschied, sie habe diesmal sogar noch eine ganze Menge Bilder dazugepackt.

Halt die Ohren steif! Gundula Schulze Eldowy und Robert Frank. Akademie der Künste, Berlin, Bis 1. April. **Berlin in einer Hundennacht.** Gundula Schulze Eldowy. Bröhan-Museum, Berlin. Bis 14. April.